

Möglichkeiten und Grenzen der Anpassung und Erneuerung in Vergangenheit und Gegenwart

Von P. Dr. Lothar Hardick OFM, Münster

Das Referat wurde auf der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobere am 4. Juni 1962 in Würzburg gehalten. Bei der Vielschichtigkeit der Fragen wurde für den Druck darauf verzichtet, alle Einzelheiten sorgfältig in Fußnoten zu belegen, da der kritische Apparat sonst zu umfangreich geworden wäre.

EINFÜHRUNG: UNSERE SITUATION

Das gewünschte Thema ist nur ein Teil des großen Gedankenkreises: „Das Ordensleben in einer veränderten Welt“. Der Historiker steht diesem Wort von der veränderten Welt mit einer gewissen Reserve gegenüber. Diese Reserve bezieht sich nicht auf die unbestreitbare Tatsache, daß sich vieles geändert hat, daß vieles im Umbruch ist, manches ins Schwimmen, in die Unsicherheit geriet. Reserviert müßte man sein, wenn gemeint wäre, die sich heute vollziehenden Änderungen seien objektiv die am tiefsten greifenden. Gewiß hat jede Generation das Recht, ihre eigene Situation subjektiv als besonders schwierig zu sehen. Ob aber z. B. die Sklavenbefreiung der alten Zeit, das Explodieren der Wirtschaft zum Großhandel und gleichzeitig das Emporkommen des Dritten Standes um das Jahr 1200 oder die Reformation Luthers oder gar die Säkularisation objektiv weniger verändert haben als unsere Gegenwart? Und all diese Fakten haben ja auch das Ordenswesen der katholischen Kirche ganz besonders stark betroffen, sie sind jedoch von den Orden gemeistert worden. So wären wir auch heute nicht berechtigt, auf Grund der gegenwärtig vor sich gehenden oder bis heute vor sich gegangenen Veränderungen resigniert aufzustecken. Wir sind von Gott in diese Zeit hineingestellt worden nicht zum Untergange, sondern um unserer Zeit das von Gott durch uns Gewollte zu geben. Wir müssen unsere Zeit sehen als die Zeit, in der wir das Heil der Welt wirken sollen. Allerdings zeichnet sich vielleicht doch in einem Punkte eine mehr als deutliche Unterscheidung unserer Zeit von früheren Generationen ab: früher brachten Heilige den neu geforderten Stil, heute sollen das Tagungen bewerkstelligen. Haben wir bei allen Überlegungen um Änderungen und Anpassungen überhaupt einen Raum für den Heiligen und das Heilige?

Man spricht heute aber doch davon, daß die jetzige Generation und vor allem die nachrückenden jungen Menschen weniger an religiöser Kraft und Durchhaltewillen mitbringen als frühere Generationen. Man sagt, die heutige Jugend sei durch so viel Belastungen gegangen, daß man Rücksicht nehmen müsse und nicht mehr das verlangen könne, was früher selbstverständlich war. Gewiß ist die heutige Jugend durch den Krieg

und die erste Nachkriegszeit gegangen. Sie hat aber auch die Wohlstandswelle erlebt. Und bald rücken jene nach, die nur Wirtschaftswunder und Wohlleben erfahren haben. In welcher Weise wird man dann vom Rücksichtnehmen sprechen? Wer ein geradezu klassisches Beispiel für einen immer neu lebendigen Topos sucht, sollte sich dieses Wort vom Rücksichtnehmen auf die junge Generation wählen. Solche Überlegungen sind menschheitsalt. Bereits die ersten ägyptischen Einsiedler haben es ausgesprochen, man könne den zeitgenössischen Menschen nicht mehr so viel zumuten wie früher, man müsse Rücksicht nehmen auf die geschwächte Konstitution. Das geschieht also zu einer Zeit, da der aszetische Radikalismus sich in heute kaum glaubhafter Weise zu steigern beginnt. Und es mag uns Heutigen sehr lehrreich — vielleicht auch trostreich — sein, wenn die Benediktiner-Regel im 40. Kapitel schreibt: „Wir lesen freilich, daß der Wein für Mönche überhaupt nicht passe, doch da die Mönche unserer Tage sich davon nicht überzeugen lassen, wollen wir uns wenigstens dazu verstehen, nicht bis zur vollen Befriedigung zu trinken, sondern etwas weniger.“¹⁾

„Doch da die Mönche unserer Tage sich davon nicht überzeugen lassen“, ist das nicht genau unsere heutige Situation in so manchen Fällen? Nun ist das Aufschlußreiche bei dem Gesetzgeber des Benediktinertums, daß er daraufhin nicht resigniert, sondern es versteht, die Forderung anzupassen. Er hat es ja nicht mehr mit den ägyptischen Anachoreten und deren Ideal einer *Vita angelica* zu tun, wobei der völlige Verzicht auf Wein selbstverständlich war. Er lebt in einem Land, wo der Wein unabdingbar zur Nahrung gehört. — Steht mit solchen Hinweisen unsere heutige Ordenssituation nicht in einer ganz eigenartigen Beleuchtung? Dennoch haben wir ein Recht, unsere Situation in ihren nachweislichen Veränderungen zu wägen, und wir sind sogar verpflichtet, uns ernsthaft zu fragen, ob wir Ordensleute von heute entsprechend mitgegangen sind, ob wir manche Dinge am Ordensleben nicht doch zu stark als kanonisch unveränderlich gesehen und es dadurch anfälliger gegen Übertretungen gemacht haben. Wir sollten aber vor allem fragen, ob wir seinsmäßig in der heutigen Situation das darstellen, was wir in der Kirche, im Heilsplan Gottes für unsere Zeit sein müßten.

Um die Veränderungen ganz konkret begreifen zu lassen, darf zunächst wohl grundsätzlich gesagt werden: Unsere Generation steht tatsächlich in einer Lage, die anscheinend vorher noch nicht gewesen ist. Früher war es meist ein Reformanliegen, den Ordensleuten die Möglichkeiten zur Arbeit vor einem Überwuchern des Gebetspensums zu retten.²⁾

1) Vgl. Hans-Urs von Balthasar, Die großen Ordensregeln. Einsiedeln-Zürich-Köln 1848, 188.

2) Dazu: L. Hardick, Gebet und Arbeit im Ordensleben, in: Referate der Mitgliederversammlung der Vereinigung Höherer Ordensoberinnen 1959, 18—36.

Man mag dabei z. B. an die Begegnungen zwischen Cluniazensern und Zisterziensern denken. Heute liegt die Situation genau umgekehrt. Es geht darum, die Möglichkeiten des Gebetes und des gesamten innerlichen Lebens vor einem Überwuchern der Arbeit zu retten. Vergleichen wir einmal zwischen den Jahren 1910 und 1961. Man gestatte, daß ich diesen Vergleich bei der eigenen Ordensprovinz ansetze. Es wird überall ziemlich die gleiche Lage sein. Zwar liegen in dem Gebiet von 1910 heute zwei selbständige Ordensprovinzen. Aber die Zahl der Patres war 1910 in dem gesamten Gebiet etwa die gleiche wie heute in der Sächsischen Franziskanerprovinz allein: 1910 waren es 258 Patres in 28 Klöstern, 1961 waren es 247 Patres in 23 Klöstern. Damit ist also eine reelle Vergleichsmöglichkeit gegeben.

Die Sächsische Franziskanerprovinz vom Hl. Kreuze wies auf an:

	1910	1961
Volksmissionen	108	55
in Volksmissionen eingesetzte Patres	25	13
Exerzitienkurse	164	234
religiöse Wochen (Oktaven)	16	49
Konferenzen für Ordensleute	150	344
Ordinarii bzw. Extraordinarii	103	305

Man muß dazu berücksichtigen, daß seit 1910 der Lehrkörper der Provinz in den höheren Studien und im Kolleg wesentlich vergrößert wurde, daß ferner seit 1910 eine ganze Reihe von Pfarreien angenommen worden sind, in denen man ja nicht gerade die weniger leistungsfähigen Kräfte einsetzen darf, daß ferner das Ausbleiben des Nachwuchses in der Nazizeit und in den ersten Jahren nach dem Krieg das Durchschnittsalter der Provinz-Angehörigen wesentlich heraufgesetzt hat.

Vielleicht wird der Vergleich noch instruktiver, wenn man einmal ein einzelnes Kloster näher beleuchtet.

	1910	1961
Beichten	50-60 000	rund 250 000
Konferenzen für Ordensleute	2	23
Ordinarii	2	15
Gesamtzahlen der Ordensleute für diese Ordinarii	45	500
Extraordinarii	2	8

Man hätte noch andere Gebiete einbeziehen können, auf denen sich ein gleiches Bild ergibt. Aber das Aufgeführte spricht wohl deutlich genug. Da sind wirklich sehr ernst zu nehmende Änderungen im Lebensrhythmus der Ordensleute vor sich gegangen. Man wird das Ordensleben nicht einfach nach den überkommenen Maximen messen können, die doch um das Jahr 1910 sehr stark von den Grundsätzen der beschaulichen Klöster

einerseits und einer Leistungs- oder Erfüllungsfrömmigkeit andererseits geprägt waren. Der andere Lebensstil ist bereits da. Ist er aber entsprechend geistlich verarbeitet? Hat die asketische Formung darauf Rücksicht genommen? Wenn in der Benediktiner-Regel der Satz steht: „Doch da die Mönche unserer Tage sich davon nicht überzeugen lassen“, so hat dieses „sie lassen sich nicht mehr überzeugen“ heute doch manchmal sehr ernste und mehr als berechtigte Hintergründe. Es ist nämlich durchaus nicht immer so, daß manche überkommenen Dinge etwa deshalb nicht mehr ankommen, weil ein weniger strenges Leben gewünscht wird.

1. DIE FRAGE NACH DEM SINN DER ORDENSGEMEINSCHAFTEN

Religiöse Gemeinschaften haben ihre eigenen Lebensgesetze. Sie sind nicht rein aus innerweltlichen Gegebenheiten abzuleiten, obwohl die einzelnen Gemeinschaften sich sehr stark in das geistige Klima und den Stil ihrer Zeit und der verschiedenen Nationen einbetten. Will man einige Sicherheit gerade in den Fragen der Anpassung erhalten, so muß man sich die Grundfrage beantworten: Warum sind die Ordensgemeinschaften in der katholischen Kirche überhaupt da? (Vielleicht stellt man in den Männerorden noch dringlicher die Frage nach der Erneuerung und nicht zuerst nach der Anpassung!)

In der Beantwortung dieser Grundfrage gibt es einige Lösungsversuche, die dem letzten Wesen des katholischen Ordensstandes nicht gerecht werden. Es ist bis heute z. B. üblich, statt nach dem Sinne einer religiösen Gemeinschaft nach ihrem Zweck zu fragen. Und dieser Zweck wird mehr oder weniger stereotyp angegeben als a) Selbstheiligung und b) spezielle Tätigkeit.

a) Was den ersten Punkt der Selbstheiligung angeht, so sind die jungen Menschen unserer Tage dahinter gekommen, daß man sich auch außerhalb der Orden ganz gut selbst heiligen kann. Das erwachte Sozialbewußtsein sieht heute in dieser starken Betonung der Selbstheiligung eine zum mindesten feine Form des religiösen Egoismus, die manchen abstößt. Und bei jungen Ordensleuten setzt das Fragen ein, was denn nun mit denen ist, die nicht zum Ordensstande berufen sind. Solches Fragen bringt mehr Verwirrung in die wahre Berufserkenntnis, als man manchmal ahnt. Bei solcher Verzweckung bleibt der Gemeinschaft als solcher nur eine dienende Rolle an der Heiligung der einzelnen.

b) Da die Gemeinschaft selbst aber eine eigenständige, nur von der Gemeinschaft zu erfüllende Funktion haben möchte, so hat man den zweiten Punkt der speziellen Arbeitsgebiete als wesentlich für die Orden hinzugenommen. Das hat dann dazu geführt, die Existenzberechtigung der Orden in der Kirche mit Leistungstabellen und Tätigkeitsberichten beweisen zu wollen. Solches bringt nicht nur die große Gefahr, daß

man dann nicht weiß, wie man die kranken und alten Ordensleute im Ordenszweck unterbringen soll, daß also gerade jene Menschen für den angeblich wesentlichsten Teil der Ordensaufgaben ausfallen, die das erlösende Kreuz Christi persönlich tragen.

Es hat sich doch ferner gezeigt, daß es praktisch kein Gebiet der Tätigkeit gibt, das den Ordensleuten in der Kirche allein zusteht. Und das wissen die jungen Menschen heute ebenso gut wie wir.

Ein weiterer Gefahrenpunkt dieser Verzweckung ist aus der Geschichte ersichtlich. Alle Gemeinschaften, die zu bestimmten Arbeitszwecken gegründet worden sind, erweisen sich als äußerst anfällig, z. T. sogar in den Punkten, die traditionell zum Wesen des Ordenslebens hinzugehören. Mehr oder weniger sind alle Ritterorden in ihrer Existenz in Frage gestellt worden, als die Zeiten vorübergingen, da die Kirche den ritterlichen Krieg gegen die Ungläubigen noch als möglich ansah. Auch die Orden vom Loskauf der Gefangenen haben sich in ihrer Existenz als sehr anfällig erwiesen.

Stehen nicht manche der jüngeren Gemeinschaften, vor allem auch die Ordensfrauen, deshalb heute in einer Existenzkrise, weil sie in ihrem Ursprung rein zweckhaft gegründet worden sind. Werbeprospekte von der Art „Komm zu uns, wenn Du dies oder das wirken willst“, treffen heute größtenteils ins Leere. Denn die jungen Mädchen z. B. wissen heute doch sehr genau, daß man nicht Ordensfrau sein muß, um Krankenpflegerin oder Lehrerin katholischer Prägung sein zu können. Hier liegen meiner Ansicht nach die wichtigsten Gründe dafür, daß die Krise über diese Gemeinschaften gekommen ist. Gewiß, es mag manche Symptome geben, welche die jungen Menschen z. B. an den Ordensfrauen befremden mögen. Man wirft Mangel an Anpassung vor. — Bei den Männerorden scheint der Vorwurf, es mangle an Anpassung, wohl deshalb stärker zu fehlen, weil sich manche doch reichlich „angepaßt“ haben, so sehr, daß das Wesentliche in Gefahr gekommen ist. — Es ist zwar heute recht beliebt, auf diese befremdenden Symptome hinzuweisen. Man sollte sich aber dabei doch fragen, ob diese befremdenden Symptome nicht einfach einer Hilflosigkeit entsprungen sind. Wir Männerorden sind es doch gewesen, welche in Wort und Schrift die Ordensfrauen generationenlang zu der Haltung erzogen haben, die wir jetzt zum Vorwurf machen. Wissen die Ordensmänner selbst und infolgedessen auch die Ordensfrauen, warum der Ordensstand in der Kirche überhaupt da ist? Nur aus diesem Wissen heraus kann mit einiger Sicherheit an die Fragen der Anpassung aus der Erneuerung heraus herangegangen werden.

Man kann in dieser Hinsicht sehr viel von den ältesten Gesetzgebern des Ordensstandes lernen. Gewiß haben sich die Namen dieser Gesetzgeber mit ganz bestimmten Zweigen des Ordensstandes verbunden. Was sie jedoch zur Sinnbestimmung des Ordenslebens herausge-

arbeitet haben, ist nicht so, daß es eine Arkan-Angelegenheit nur einer Gruppe darstellt. Es ist eine Gabe an das Selbstverständnis aller Gruppen des katholischen Ordensstandes. So sagt der hl. Augustinus über den Sinn des Ordenslebens am Beginn seiner Regel: „Das erste Ziel eures gemeinschaftlichen Lebens ist, in Eintracht zusammenzuwohnen und ein Herz und eine Seele in Gott zu haben.“³⁾ Da wird der Gemeinschaft nicht als wichtigste Funktion zgedacht, daß sie den einzelnen Gliedern die Arbeit ermöglicht, ihnen auch Heimatgefühl gibt. Daß die klösterliche Gemeinschaft gelebt wird, hat in sich einen ganz tiefen Sinn. In ihr wird wesentlich Christliches verwirklicht, so wie es die junge Kirche in Jerusalem verwirklichen konnte. Die Ordensgemeinschaft übernimmt in der großen Gemeinschaft der Kirche die Funktion, Kirche als Gemeinschaft exemplarisch und wegweisend zu verwirklichen. Es ist Dienst in der Kirche und an der Kirche, der so vollzogen wird. Der hl. Basilius hat die klösterliche Gemeinschaft sogar ganz im Sinne des *Corpus Christi mysticum* gesehen. Da wird einem doch deutlich, wie wesentlich kirchlich das ist, was im Ordensstande gelebt wird. Es geht nicht darum, irgendwelche Sonderformen und Randmöglichkeiten des Kirchlichen auszubilden, sondern innerstes Wesen der Kirche zur Darstellung zu bringen und sichtbar in die Gemeinschaft der Gläubigen hineinzustellen.

Ähnlich ist es bei Franziskus von Assisi, wenn er als den ersten Sinn des Ordenslebens, wie er es sich denkt, herausstellt: „Das heilige Evangelium unseres Herrn Jesu Christi zu beobachten durch ein Leben in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit.“⁴⁾ Da wird das heilige Evangelium, die für alle Christen grundlegende Gottesbotschaft, als das angesprochen, was den Ursinn des Ordenslebens ausmacht. Die Beobachtung dieses Grundlegenden aber erfüllt sich durch die Lebensform der dreifachen hl. Profession. Da wird der Ordensstand nicht vom Gesamtchristlichen verabschiedet, um jetzt Sonderformen der Frömmigkeit zu kultivieren. Er wird vielmehr in die Mitte der Kirche hineingestellt.

Der Ordensstand hat in der Kirche die Aufgabe, das in exemplarischer Verwirklichung als heiliges Zeichen aufzurichten, was das Leben eines jeden Christen in seiner Gottbegegnung formen sollte: durch den im Gehorsam verwirklichten Glauben, durch die in der Armut lebendige Hoffnung als ein Warten auf das Kommen des Reiches Gottes, durch die in der Keuschheit und Jungfräulichkeit verwirklichte Liebe.

Wenn gesagt werden darf, daß es das erste Anliegen des Ordensstandes

³⁾ H.-U. von Balthasar, a.a.O. 121. 123.

⁴⁾ Vgl. Kajetan Eber u. L. Hardick, Die Schriften des hl. Franziskus von Assisi, in: Franziskanische Quellenschriften, Bd. 13. Werl/Westf. 1962, 80. — Siehe auch: Raymund Linden, in: Wandlung in Treue. Schriftenreihe zum heutigen Ordensleben, Bd. 2^e. Werl/Westf. 1962. 65 ff.

sein müßte, Kirche in ihrer Fülle darzustellen und zeichenhaft zu verwirklichen inmitten der Gläubigen, dann gehören dazu gewiß wesentlich die drei evangelischen Räte. Es gehört ferner dazu die Kirche als die Gemeinschaft in Christus. Gehört nicht auch dazu, daß die Kirche zwar in der Welt, aber nicht von dieser Welt ist? Müßte der Ordenschrist es nicht als eine wesentliche Aufgabe ansehen, sichtbar zu machen, daß die Kirche der im argen liegenden Welt zwar das Evangelium bringen und vorleben soll, daß sie sich aber nicht mit dieser Welt identifizieren darf, sich vielmehr deutlich von ihr distanzieren muß, weil sie das Reich Gottes verwirklichen soll? Wenn Christus und mit ihm seine Kirche das Zeichen ist, dem man widersprechen wird, das den Widerspruch geradezu herausfordern muß, dann wird sich auch der Ordenschrist irgendwie dazu bekennen müssen, wenn er seine innerkirchliche Aufgabe recht erfüllen will. Daß junge Christen gerade für diesen Punkt ein feines Gespür haben, wurde mir einmal in einer langen Diskussion mit der katholischen Studentengemeinde in Kiel klar. Da kam von den Studenten und Studentinnen die Klage: „Von uns verlangen die Geistlichen, wir sollten bekennen, sollten sichtbares Zeugnis ablegen, sollten den Mut haben, anders zu sein. Die Geistlichen — vorneweg die Ordensleute — aber tarnen sich auch in ihrer Kleidung; sie haben anscheinend nicht den Mut, das zu vollziehen, was sie von uns verlangen.“ Nun ist die Kleidung zwar nicht das Wesentliche am Ordensleben. Man sollte aber in dem so modern gewordenen Reden über Anpassung auch diesen Punkt nicht ganz vergessen. Ob aber die Scheu und Ängstlichkeit in diesem Punkte nicht auch damit zusammenhängt, daß manche Ordensleute sich eben nur als Spezialarbeiter der Kirche sehen, die möglichst viel wirken wollen, und nicht mehr empfinden, daß ein recht verstandenes Anderssein auch zur Evangelisation der Welt gehört?

2. BRAUCHTUM ALS SINNERFÜLLTE AUSSAGE DES ORDENSLEBENS

Nun mag es noch verhältnismäßig einfach sein, über die Wesensbestimmung der Ordenschristen zu sprechen, wenngleich unsere Ausführungen zu diesem Punkte mit Rücksicht auf den Gesamtrahmen nur sehr knapp und dürftig sein konnten. Schwierig wird das Thema bei der nun anzugreifenden Frage, wie sich diese Wesenszüge konkret verwirklichen sollten. Das Grundsätzliche soll zwar unangetastet bleiben. Ist der Ordensstand aber eine Aussage über das innerste Wesen der Kirche, über das Zentrale der evangelischen Botschaft, dann muß diese Aussage sich doch in einer heute verständlichen Sprache halten. Sonst wird nur die Fremdheit, nur das Anderssein empfunden, und die Botschaft selbst wird nicht mehr vernommen. Aber man hüte sich hier vor dem irrigen Glauben, mit Dispensen, mit Streichungen sei alles getan und die neue Form bereits

gefunden. Eine Generaloberin hat dazu einmal geäußert: „Man kann sich doch nicht dauernd dispensieren lassen und dann noch um gute Ordensberufe bitten.“ Aber bei der Aufgabe, das Evangelium in einer heute verständlichen Sprache und Aussage der Welt zu bringen, stellt sich die Kernfrage der Anpassung und nirgendwo sonst. Und hier steht auch die Frage auf nach der Wirksamkeit — im tief verstandenen Sinne des Wortes, nicht die Frage nach der Produktivität!

Die einzelnen Ordensgemeinschaften haben sich in der Kirche ihre eigenen Lebensgesetze gegeben⁵⁾. Diese Lebensgesetze sind nicht einheitlich der gleichen Bewertung zu unterziehen. Es findet sich Unabdingbares, vor allem das, was zentral mit der dreifachen Profession, der kirchlichen Gemeinschaft und deren Anliegen zusammenhängt. Es findet sich auch ein großer Komplex, der nicht zu allen Zeiten eine konstante Größe ist. Darauf hat Papst P i u s XII. hingewiesen mit den Worten: „Diese umfassende Reform ist durchaus nicht ein Ablehnen oder bedenkenloses Verachten dessen, was unsere Vorfahren mühsam aufgebaut haben und was als die Ehre und der Ruhm eines jeden Institutes angesehen werden muß. Sie besteht vielmehr darin, sich nicht in rein passivem Widerstand und in geistiger Unbeweglichkeit zu betäuben, sondern alles daran zu setzen, damit die heiligen Gesetze jedes Institutes nicht zu einer Ansammlung von äußerlichen Regeln werden, die ganz nutzlos aufgelegt werden, und deren Buchstabe tötet, weil der Geist fehlt.“⁶⁾

Damit wird im Grunde der gesamte Komplex des klösterlichen Brauchtums, der Ordens-Gebärde angesprochen. Es mag gut sein, sich kurz darüber klar zu werden, welche Funktion dieser Komplex des Brauchtums und der religiösen Sitte bei den Ordenschristen hat. Der Benediktiner-Historiker Ursmar Berlière hat den Satz geprägt: „Eine Regel ist ein toter Buchstabe, es ist die Tradition, die ihr Leben verleiht.“⁷⁾ Ähnlich findet es sich bei Kassius Hallinger ausgesprochen: „Im Fluß des monastischen Vollzuges lassen sich in der Hauptsache drei Aufgaben beobachten, die von der Consuetudo erwartungsgemäß geleistet werden müssen: Sie bestehen, knapp formuliert, in Auslegung, Ergänzung und Sicherung der Regel.“⁸⁾ So stellt sich das Gesamte des Brauchtums religiöser Gemeinschaften dar als die Aneignung der in der Regel festgelegten Grundprinzipien durch den Alltag. Die Konstitutionen, oder wie

⁵⁾ Zu den folgenden Fragen um das Ordens-Brauchtum vgl. L. Hardick, Regel und Brauchtum, in: Wandlung in Treue, Bd. 2. Werl/Westf. 1962, 31—41.

⁶⁾ Schreiben an Kardinal Micara vom 12. November 1950 anlässlich des ersten Internationalen Kongresses der Ordensleute. Weitere Verlautbarungen gleichen Tenors siehe bei Josef Zürcher, Päpstliche Dokumente zur Ordensreform. Einsiedeln-Zürich-Köln 1954.

⁷⁾ Les coutumiers monastiques, in: Revue Bénédictine 23 (1906) 260.

⁸⁾ Gorze-Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter. Rom 1950, Bd. 2, 870.

immer man diese Sammlungen des Brauchtums nennen will, sind in großem Maße eine Auslegung der Regel. Sie ergänzen diese auf weiten Strecken, indem sie die konkreten Anwendungen auf Ort, Zeit und Nation bieten. Und sie sichern so die beständige Beobachtung dessen, was die Regel als Wesensziel der Gemeinschaft aufgestellt hat.

Es ist durchaus nicht notwendig, daß diese Gewohnheiten auch schriftlich fixiert und damit zum Gesetz der Gemeinschaft erhoben werden. Heute allerdings wird meist dieser Weg der schriftlichen Fixierung beschritten. Der Grund dafür ist wohl, daß man den gesamten Bereich des Brauchtums sichtbar machen möchte. An sich hat die gesetzesmäßige schriftliche Zusammenstellung der Gewohnheiten eine Doppelfunktion: was sich durch die Tradition im Verlauf der Zeit über die Regel hinaus gebildet und gefestigt hat, wird abgeschlossen und bewahrt.

Also geht die Gesetzgebung in einer lebendigen Gemeinschaft eigentlich nicht den Dingen voraus, sie folgt vielmehr nach. Das sollte man in der Führung der Gemeinschaften immer bedenken. Nicht durch gesetzliche Maßnahmen sollte das neu Erstrebte eingeführt werden. Es gibt den Weg des Vorschlages, der allgemeinen Weisung. Man muß versuchen, Überzeugung zu wecken. Der Sinn der Gesetzgebung ist, nachfolgend das aufzugreifen, was durch den lebendigen Brauch emporgewachsen ist, und es bewahrend zu schützen. Also ist es besser, eine Gemeinschaft mit Weisungen ohne Gesetzescharakter weiter zu drängen, immer wieder vorzuschlagen und anzuraten, bis sich das Erstreben so eingelebt hat, daß es gesetzesreif geworden ist.

Ein Wort noch zum Brauchtum. Konrad Hahn hat die Formulierung geprägt: „Der Brauch steht über aller Vernunft, weil er aus tiefstem Gemeinschaftsleben heraus gefunden und geheiligt wird.“⁹⁾ Das Wort weist auf wesentliche Sachverhalte hin. Es wird nicht immer gelingen, jeden einzelnen Brauch, jede gemeinsame Gebärde aus bewußten Verstandeserwägungen heraus zu erklären. Die Freude einer Gemeinschaft, eine bestimmte Gebärde als Kennzeichen des Gemeinsamen gefunden zu haben, wird oft viel ernster zu nehmen sein als die Vernunftfragen nach dem Wie und Warum. Wenn allerdings das Gemeinschaftsbewußtsein schwindet und sich abschwächt, dann gerät gerade diese Brauchtumsgruppe in eine ernste Krise. Wer keinen Sinn für die Gemeinschaft hat, dem schwindet der letzte Grund des Verständnisses für Haltungen, die eben den Sinn haben, dem Gemeinsamen Ausdruck zu geben. Ob man sich diesen Punkt nicht gerade heute sehr ernsthaft überlegen sollte? Es gibt so manche traditionshaften Bräuche, die von einer Begegnung des einzelnen mit seiner religiösen Gemeinschaft sprechen, z. B. das zum Schuldkapitel verstümmelte Konventskapitel, die Generalabsolu-

⁹⁾ Deutsche Volkskunst. Berlin 1928, 17.

tion, das Sich-Entschuldigen usw. Brauchtumsmäßig ist da die schwere Frage, ob die heute gesetzesmäßig geltende Form wirklich den Sinn der Dinge zum Ausdruck bringt.

Was die Bußen z. B. angeht, so ist da ein aufschlußreicher Gestaltwandel vor sich gegangen. Die mittelalterlichen Verbände wußten, daß sie der Mittel bedurften, um ausbrechende Elemente notfalls mit Gewalt der Gemeinschaft einzuordnen, weil ein Austritt praktisch kaum möglich war. Man hatte Mittel, sich gegen störende Elemente zu wehren. Heute hat man sich fast ganz dieser Mittel begeben. Wenn der Brauch schwindet, daß man auch für kleinere Verfehlungen formell um Entschuldigung bittet, dann wird es auf die Dauer sehr schwer, selbst in ernstesten Fällen eine Buße und Genugtuung abzufordern, weil die gesamte Haltung nicht mehr lebendig ist. Begeben sich Obere des Mittels der Zurechtweisung, dann geben sie einen Schutz der Gemeinschaft auf und liefern die Gemeinschaft solchen aus, welche das gemeinsame Leben höchstens als ihre Altersversorgung ansehen, im übrigen aber völlig ihre eigenen Wege gehen.

Daß es in der Begegnung zwischen Gemeinschaft und dem einzelnen jedoch nicht nur die Frage des Schuldigwerdens gibt, daß man auch die wertvolle Bedeutung des einzelnen der Gemeinschaft gegenüber Brauchtumsmäßig pflegen kann, sei ergänzend wenigstens erwähnt. Ob dieselben Dinge, die der Obere in mahnender Ansprache vorbringt, heute nicht auch in gemeinsamer Diskussion behandelt werden könnten? Die junge Generation liebt die Diskussion. Es würde sich als sehr fruchtbringend erweisen, den jungen Leuten diese Möglichkeit zu schaffen. Man würde sicher die Erfahrung machen, daß sie manche Dinge ernster nehmen, als man pauschal glaubt. — Es ist unmöglich, hier erschöpfend alles zu behandeln, was an sich Anliegen nicht nur einer einzigen Tagung sein könnte, selbst wenn sie sich über mehrere Tage erstreckte. Es können hier nur einige Streiflichter auf Möglichkeiten und Grenzen der Anpassung und Erneuerung versucht werden.

Wenn eine Ordensgemeinschaft sich konstituiert, so geschieht das nicht voraussetzungslos im geschichtsleeren Raum. Mag man auch die Ordensgründer als herausragende, konstruktive, schöpferische Persönlichkeiten ansprechen, sie gehören doch einer bestimmten Zeit an, sind Kinder einer bestimmten Landschaft, haben ihre Nation, in der sie wurzeln. All diese Dinge weben ihre Fäden in das entstehende neue Gebilde. Das gilt vom sozialen Stil, der ja eine eminent wichtige Rolle bei den religiösen Gemeinschaften spielt. Es gilt ganz auffallend auch vom religiösen Stil, von der Frömmigkeitshaltung der Nationen und Zeiten. Für die Brauchtumsforschung gibt es dabei ein höchst interessantes Phänomen: den Landfremden Mönch. Es ist nicht ganz leicht, wenn eine Gemeinschaft in das Gebiet eines ganz anderen Volkstums eintritt, um sich dort einzuwurzeln. Immer stellt sich dann die Notwendigkeit, den Lebensstil auch dieses

Volkstums aufzuarbeiten. Damit sind Forderungen der Anpassung erhoben. Wie sich das auswirken kann, wird einem bei der Ordensarmut sofort klar, wenn man bedenkt, ob die Armut als Aussage der Heilsbotschaft Christi überhaupt bei Menschen ankommen kann, wenn die Ordensleute aus Ländern stammen, in denen ein wesentlich höherer Lebensstandard herrscht. In manchen Ländern mögen die Missionare noch so einfach leben, ihre Armut wird nicht sichtbar werden können, sie gelten als die Reichen.

Wandlungen im Lebensstil der Ordensgemeinschaften haben sich immer wieder abgezeichnet, wenn die Gemeinschaft ein neues Gebiet betrat. Sie haben manche Änderung auch der Ordenstracht bedingt. Probleme der Anpassung an ein neues Volkstum werden heute bei den nach Charles de Foucauld benannten Gemeinschaften sehr stark empfunden. Man kann die neue Nation nicht zwingen, nach der Art einer anderen Nation zu empfinden, wenn sich diese neue Nation einer bestimmten Gemeinschaft öffnen soll. Gewiß braucht eine große Ordensgemeinschaft, die über die Grenzen eines einzigen Volkstums hinausgeht, auch ein starkes Bewußtsein des überall Gemeinsamen. Aber das Gemeinsame darf sich auch nicht lähmend auf alle neuen Impulse legen. Man wird das z. B. bei der Art des Frömmigkeitsstils berücksichtigen müssen. Auch Generalkonstitutionen sollten bei großen Orden wirklich nur generelle Dinge regeln und den einzelnen Regionen stärkere Möglichkeiten der Selbstentfaltung geben.

Heute beginnt man glücklicherweise in den Missionsgebieten, auf diese Notwendigkeiten einzugehen. Benediktiner, Zisterzienser und Trappisten sind dazu übergegangen, bei Neugründungen in Afrika z. B. nicht mehr wie früher einen europäischen Kleinkonvent ins Missionsland zu verpflanzen, dem sich die Einheimischen nur europäisch assimiliert anschließen können, weil der europäische Lebensstil von Anfang an alles bestimmt hat. Man sendet heute eine recht kleine Gruppe — drei oder vier Mönche —, die lediglich die Aufgabe hat, Einheimische in das klösterliche Leben nach seinen Grundbegriffen einzuführen und sich dann wieder zurückzieht. Die Einheimischen sind dann darauf angewiesen, sich selbst ihre Tagesordnung, ihren gesamten Lebenszuschnitt aus dem eigenen Volksempfinden heraus zu erringen. Gewiß mag das hin und wieder Fehlschläge geben. Es ist aber auf die Dauer die einzige Möglichkeit und der beste Weg, rasch zu einem wirklich einheimischen Ordensleben zu kommen.¹⁰⁾

Wenn eine große Ordensgemeinschaft nicht Absplitterungen in Form neuer Ordenszweige in Kauf nehmen will, muß den einzelnen Gebieten das

¹⁰⁾ Zusammenfassende Information zu diesem Punkt bei Suso Frank, Das beschauliche Kloster im Missionsland, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, Jgg. 1962, 92—102.

Recht des eigenen Lebensstils gegeben werden. Typisch sind ja bei den Schwesterngemeinschaften die Schwierigkeiten mit Nordamerika. Wenn da Absplitterungen vorgekommen sind, dann lag das daran, daß die gesamte Genossenschaft sich wohl zu zentralistisch gegeben und gewisse Gesetze der Anpassung nicht berücksichtigt hatte. Und um noch einmal das Feld der ausländischen Missionen unter den gegen Europäisches sehr empfindlich gewordenen Völkern zu nennen, so drohen die politischen Entwicklungen, jene Formen einheimischen Ordenslebens herbeizuführen, an die europäischer Zentralismus nicht herangegangen ist.

Die Orden der Kirche bieten insgesamt eine fast verwirrende Fülle und Vielfalt. Hin und wieder erschrickt die Kirche selbst vor solcher Fruchtbarkeit und sucht ihr zu steuern. So war es beim vierten Laterankonzil im Jahre 1215; ähnlich ist es auch heute. Trotz aller Vielfalt enthüllt sich jedoch auch in mehr als einem Zuge neben der Besonderung das allen Gemeinsame. Die Gemeinschaften tauschen unter sich diese oder jene Übung aus. Es kann geschehen, daß eine junge Gemeinschaft sich mit einer ganz eigenen starken Konzeption geformt hat. Dieses als zeitentsprechend Empfundene wird meist rasch von anderen Ordensgruppen übernommen. So kommt es zu Gemeinsamem oder zu Analogien, ohne daß man dabei sofort eine etwa stattgefundene Überfremdung spürt. Es gibt mehrere solcher Fälle von Überfremdung in der Geschichte des Ordensstandes. Überfremdung droht dem am meisten, der nicht in seiner eigenen Art daheim ist und sie nicht liebt und lebt.

Darüber hinaus gibt es aber eine einigermaßen scharf umrissene Brauchumsgruppe, die offenbar als typisch für das gemeinsame Leben religiöser Prägung empfunden wird und deshalb auch von allen Gemeinschaften gleichermaßen gepflegt worden ist. Bereits der hl. Basilius hat um solche Angleichungen gewußt, wenn er in seinen Regeln sagt: „Es gibt einen Ton der Stimme, ein Maß der Rede, eine passende Zeit und Eigentümlichkeit der Worte, welche den Frommen eigen ist und sie von anderen unterscheidet; dies kann der nicht erlernen, der sie nicht aus gemeinsamer Übung kennt“. Basilius beschreibt auch die Art, wie das gesamte Auftreten des Mönches beschaffen sein sollte, und er führt näherhin an: würdevolle Haltung, Zunge und Auge in Zucht halten, angemessene und wohlgesetzte Rede, nicht lachen, den Blick zu Boden senken, Gehen in Festigkeit und Einfachheit.¹¹⁾ Man könnte die Einzelheiten weiter aufzählen, doch mag die Andeutung genügen, um diesen Komplex einigermaßen zu charakterisieren.

Es handelt sich hier um die von der Tradition geprägte typische Gebärde des frommen Lebens. Nach dem Willen der Heiligenlegenden müssen alle Heiligen sie gehabt haben, obwohl das

¹¹⁾ Regulae fusius tractatae 13.

manchmal Schwierigkeiten ergibt. Aber die Legende stört sich nicht an solche Schwierigkeiten. Sie lebt von der Begeisterung für das Typische und malt die Heiligengestalt eben auf diesem Goldgrund.

Gerade dieses Gebiet ist heute stärksten Fragen ausgesetzt. Man sieht in einem derartigen Typus eigentlich nicht mehr das Ideal, man empfindet hier besondere Befremdung. Nichts ist der heutigen Weltoffenheit im guten Sinne stärker entgegengesetzt als die skizzierte typische Art, in der sich das religiöse Gemeinschaftsleben traditionell gegeben hat. Hier sind Anpassungen möglich und notwendig. Andererseits gilt aber auch, daß jeder Stand mit einer starken Konzeption seine Angehörigen in bestimmter Weise formt. Man sieht das ja auch beim Offizierskorps des Militärs, obwohl auch da deutliche Wandlungen sich abzeichnen.

Nun ist es nicht leicht, für den Ordensstand auf diesem Gebiete das für heute Erforderliche rezeptartig in Einzelheiten anzugeben. Berücksichtigen wird man dabei, daß eine gewisse Standesgebärde notwendig ist und sich manchmal auch als guter Schutz erweist. Man muß eben seinen Stil zeigen. Andererseits möchten die Menschen unserer Tage aber auch nicht einen zu stark vom allgemeinen Leben distanzierter Typ. Die sich hier abzeichnenden Schwierigkeiten sind vielleicht mit dem Hinweis auf ein verwandtes Gebiet näher zu fassen: das Amt des Beichtvaters. Die Gläubigen möchten von ihrem Beichtvater sehr genau auch in Ehefragen beraten werden, zeigen sich aber schockiert, wenn der Beichtvater ein zu detailliertes Wissen von sich aus verrät. So kann man auch sagen: wenn Ordensleute sich zu stark dem heutigen Lebensstil anpassen, mögen sie bei manchen wohl als Menschen gelten, „die in unsere Zeit passen“, aber sie könnten insgesamt doch ihre Glaubwürdigkeit als Ordensleute verlieren. Dabei mag gelten, daß ein Maß an Wissen um die heutigen Fragen des öffentlichen Lebensstils erwartet wird. Generell werden die Schwierigkeiten dieses Gebietes wohl überhaupt nicht zu lösen sein. Nur wenn der einzelne selber ein überzeugter Ordenschrist ist, wird er die Sicherheit der Situationen finden.

Das Brauchtum der religiösen Gemeinschaften ist im allgemeinen sehr zäh und langlebig. Der Traditionsrhythmus ist ein recht schweres Gewicht der Beharrung. Dennoch kehrt bei den religiösen Verbänden mit einiger Regelmäßigkeit der Zeitpunkt wieder, in dem man mit einem gewissen Unbehagen das starke Anwachsen des Brauchtums, des Überkommenen verzeichnet. Man denkt dann für die Folge an eine Revision. Diese Überprüfung kann sich auf Einzelheiten beziehen. Sie kann aber auch das gesamte Brauchtum angehen. Solche kritischen Sichtungen entspringen auch den verschiedensten Erwägungen, wobei selbst wirtschaftliche Motive nicht ausgeschlossen sind. Auffallend stark betreffen solche Revisionen allerdings gerade das Gebiet der Frömmigkeit. Wucherndes Brauchtum auf dem Gebiet der Frömmigkeit zu beschneiden

und in ein ausgewogenes Verhältnis zu setzen, ist immer wieder ein echtes Reformanliegen gewesen, weil der Weg der Vereinfachung zum Wesentlichen drängt. Gerade die gemeinsam verrichteten Privatgebete oder sonstigen Übungen, die vielleicht in einer Notzeit übernommen wurden, haben den Drang zur Wucherung. Es liegt ja so nahe, etwa in Notzeiten bestimmte Dinge allgemein vorzuschreiben. Sie allerdings dann wieder abzuschaffen, gilt leicht als Abfall von der eifrigen Frömmigkeit, obwohl sie dauernder Anlaß für unandächtiges Gebet geworden sind. Man denke dabei auch an die Morgen- und Abendgebete einer Kommunität, die zu einem bestimmten Zeitpunkt glaubte, sie komme mit dem kirchlichen Morgen- und Abendgebet des Divinum Officium nicht aus. Reform bedeutet in solchen Fällen, daß dem einzelnen mehr Raum für sein eigenes Beten gegeben wird.

In der Geschichte der religiösen Orden gibt es eine Vielzahl solcher Vorgänge, die mit dem Wort „Reform“ ausgedeutet sind. Sie stehen mehr oder weniger unter gleichem Gesetz. Die religiösen Gemeinschaften brauchen jene Generationen, die das Hausbrauchtum kritisch prüfen, das Nur-Konventionelle und ebenso den Wildwuchs und die Entartung beseitigen, die sich bemühen, das zum Teil bereits vergessene Wesentliche wieder mit neuem Leben zu erfüllen und es von Überwucherungen zu befreien.

Dabei steht allerdings die Frage auf, ob man nicht viele Vorgänge, die durchweg als Reform bezeichnet werden, besser mit der neutraleren Bezeichnung „Umformung“ bedenken sollte. Denn es ist doch so: begegnen sich zwei verschiedene Konzeptionen oder zwei andersgeartete Ausprägungen des Ordenslebens im Drange ihrer Ausbreitung und in den Positionen des eigenen Selbstanspruches, dann treten in solch kritischen Begegnungen durchweg recht lebhaft Erregungen der Gemüter ans Licht. Meist stehen beide Seiten auf und beschuldigen sich einander der Degenerierung, des Abfalls vom Ideal und der Erkaltung. Mit dieser Tatsache, die sich historisch vielfach belegen läßt, müßte gerade heute gerechnet werden, wo es um die Anpassung geht. Denn das Wesen einer recht verstandenen Anpassung bedeutet ja, daß manche Formen traditionshafter Art aufgegeben werden, um neue zu finden, die unserer Gegenwart eine stärkere Aussage des Wesentlichen bedeuten. Bei manchen Bemühungen etwa um die Anpassung der Ordensfrauen scheint dieses gegenseitige kritische Bewerten bereits eingetreten zu sein. Wer mit zu hartem Vorwurf an die geheiligten Traditionen der Ordensgemeinschaften herangeht und ihnen nur vorhält, sie entsprächen nicht mehr unserer Zeit, ohne ihnen das heute Geforderte positiv aufzuzeigen, wird sich über den Gegenwurf nicht wundern dürfen, daß er das Ordensleben aufweichen wolle. Gerade den Ordensfrauen gegenüber, die sich in so vielfacher Hinsicht von den Ordensmännern abhängig wissen, sollte man behutsamer sein.

Die Ordensgeschichte kennt in solchen Zusammenhängen eine regelrechte propagandistische Reform-Rhetorik, die versucht, den gesamten Vorgang rein ethisch und moralisch zu bewerten. Die Erregung ist in solchen Fällen nur dann richtig zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß jeder einzelne bei einer Umformung die alltäglichen, vertrauten Gewohnheiten aufgeben muß und sich an eine neuartige Form gewöhnen soll, obwohl man ihm sein ganzes Leben lang die Tugend der Perseverantia und die Treue im Kleinen empfohlen hat. Da sich nun neue Lebensformen mit großer Energie den Weg zu bahnen suchen (das Junge und Neue neigt eigentlich immer zur Intoleranz), so steht bald Angriff auf Gegenangriff. Beide Seiten entfalten das Pathos der Reform-Rhetorik. In der Vergangenheit setzte man sich in solchen Begegnungen durchweg mit massiveren Mitteln ein als heute, wo die Toleranz auch dem persönlichen Engagement manches genommen hat.

Wird eine Gemeinschaft dennoch einer anderen Lebensform zugeführt, so ist es nahezu unvermeidlich, eine geschlossene Gruppe von Menschen dorthin zu schicken, die der neuen Form lebendige Geltung verschaffen soll. Die Reaktion der umzuformenden Gemeinschaften war in der Vergangenheit meistens die Flucht. Ihr folgte das triumphierende Urteil der Sieger, daß die Unterlegenen eben vom reinen Ideal abgewichen seien. Reform und Umformung lassen sich schlecht auf dem reinen Verordnungswege dekretieren, sie müssen wirklich eingelebt werden. Diese Erkenntnis hat denn in der nachtridentinischen Zeit viele Maßnahmen bestimmt. Wenn in der sogenannten Gegenreformation ein Konvent reformiert werden sollte, dann geschah das meist in der Art, daß man mehrere Reformleute in jenen Konvent schickte, die der Reform lebendige Geltung verschafften. Das Brauchtum muß eben lebendig vor Augen stehen, wenn es werbende Kraft entfalten soll. Nun speist es sich aber mit allen Fasern aus dem alltäglichen Erleben der Ordensleute, so daß es praktisch schwer wird, einmal Gewohntes aufzugeben und sich auf neue Motive umzustellen.

Insgesamt kann man wohl den Grundsatz aufstellen: Die Lebendigkeit des Brauchtums — nicht: seine Vielfalt — ist ein Gradmesser dafür, wie stark die betreffende religiöse Gemeinschaft ihr Grundanliegen begriffen hat und wie sehr sie entschlossen ist, es im Alltag zu verwirklichen. Das Brauchtum ist jenes Feld, auf dem sich zuerst die Krisen abzeichnen, bevor das Wesentliche angegriffen wird, dessen Ausdruck das Brauchtum ist. Wenn das Brauchtum auch nicht das Wesentliche, gleichsam der Kern und der erste Sinn des Ordenslebens ist, so kann man doch behaupten: eine Ordensspiritualität, die sich nicht in Brauch und Sitte ausdrücken kann, ist einfache Utopie.

3. WORAUF IST ZU ACHTEN?

Unwesentlich steht nach all den vorausgehenden Gedanken jetzt vor uns die Frage: Was ist zu tun? Würde von mir erwartet, daß ich genau sagen könnte, was in jedem Einzelfalle zu tun ist, dann wäre ich glatt überfordert. Vielleicht darf die Frage, zu der einige Hinweise versucht werden können, so formuliert werden: Worauf ist zu achten? Bei der Vielzahl der Möglichkeiten im konkreten Ordensleben ist es naturgemäß unmöglich, allem gerecht zu werden. Was gesagt werden soll, ist ein sehr bescheidener, begrenzter Versuch, der hoffentlich nie wieder einschlafenden Aussprache und Überlegung einige Anhaltspunkte zu geben. Diese Anhaltspunkte seien in etwa sachlich gegliedert. Zunächst sei begonnen mit den Fragen, die sich einer Anpassung bzw. einer Erneuerung im Zusammenhang mit den drei Gelübden ergeben.

a) Das Gelübde der Keuschheit

Was das Gelübde der ehelosen, jungfräulichen Keuschheit angeht, so muß man sich heute die typischen Gefahrenpunkte unserer Zeit klar vor Augen halten. Es ist einmal die leider in manchen Kreisen begonnene Diskussion um den Zölibat der Weltpriester. Es ist ferner die Reizüberflutung durch die heutige Unterhaltungsindustrie. Und es ist vor allem die weit verbreitete Überarbeitung mancher Ordensleute. Haben sich nicht oft genug gerade die am meisten exponierten Arbeitenden anfällig gegen Gefahren dieses Gebietes gezeigt? In dem französischen Band von Gérard Huyge „Equilibre et adaptation“¹²⁾ stehen dazu folgende Ausführungen: Die Keuschheit ist in Gefahr durch das Übermaß an Übermüdung. Wenn der Mensch über seine Kraft hinaus arbeitet, verliert sein Schlaf nicht nur an Dauer, sondern auch an Wert. Auch gibt es dann während des Tages lange Zeitstrecken, in denen der Wille schläfrig ist, während die Vorstellungswelt recht wach und die äußere Beschäftigung sehr groß ist. Der Mangel an Schlaf, an echter Ausspannung erzeugt ein wirkliches Auseinandergehen der Fähigkeiten: die Vorstellungskraft und das Gedächtnis bleiben immer wach (es gibt ja deshalb die Träume während des wirklichen Schlafes), aber der Wille bleibt den größten Teil der vierundzwanzig Stunden wie betäubt. Und dieser Betäubungszustand des Willens erklärt es, daß man weniger auf der Hut ist gegen die Phantasiebilder, die von der Vorstellungskraft stets neu erzeugt werden, oder gegen die wirklichen Versuchungen, die sich dann nur verdeckt anmelden.

Man hat ja früher geglaubt, Gefahren gegen die Keuschheit am besten mit strengem Fasten vermeiden zu können. Bei strengem Fasten kann

¹²⁾ In dem lesenswerten Kapitel „Faut-il mourir à la tâche“ S. 56. Der Band erschien in der Serie: Problèmes de la Religieuse d'aujourd'hui, in 2. Aufl. Paris 1960.

genau das Gegenteil eintreten, und die harten Versuchungen der alten Einsiedler sind wohl einfache Hunger-Halluzinationen gewesen. Seitdem Sexualärzte Hungerkuren anwenden, um geschwundene sexuelle Potenz wieder zu heben, sollte uns klar werden, daß wir nicht in aszetischer Überanspannung und wirklicher Bußerschöpfung das Heil suchen dürfen, sondern gerade wegen des Gelübdes der Keuschheit auf wirkliche Entspannung Wert legen müssen.

Da von der Reizüberflutung die Rede war — man kann sie auch unter anderen Gesichtspunkten sehen —, so dürfte wohl der Hinweis angebracht sein, daß es recht unklug wäre, jungen Ordensleuten in ihrer Ausbildungszeit einen regelrechten Kino- und Fernseh-Hunger anzuerziehen. Hin und wieder geschieht das von unklugen älteren Ordensleuten unter dem Motto der umfassenden Durchbildung. Wenn man sich allerdings die Kritiken der Film- und Fernseh-Programme in seriösen Organen durchliest, hat man nicht sonderliche Neigung, hier große Bildungswerte zu vermuten. Auch der Gedanke, daß man wissen muß, wovon die heutigen Menschen beeinflußt werden, um ihnen seelsorglich zu helfen, hat seine Grenzen. Es wirkt jedenfalls sehr peinlich, wenn ein Prediger ein sehr genaues Wissen um einen Film verrät, von dessen Besuch die Filmzensur abgeraten hat. Man mag sagen, daß das Fernsehen doch eines Tages in die Klöster kommt. Nun gut! Dann wird man sich aber sehr sorgfältig den Zeitpunkt auswählen müssen, zu dem das Aufstellen eines Fernsehgerätes wirklich keinen Anstoß bei den Gläubigen erweckt. Von der Ordensarmut, die hier eine Rolle spielt, ist nicht gefordert, daß man in allen technischen Errungenschaften in den Klöstern an der Spitze liegt. Und wenn die klösterliche Klausur einen wirklichen Sinn haben soll, so kann man sich fragen: Bringt das Betreten der Klausur durch eine einzelne Frau mehr an „Weltlichem“ in das Kloster hinein als das, was durch das Fernsehen hineingeschwemmt wird?

Wir wollen uns allerdings nicht verhehlen, daß manche Dinge bei dem Gelübde der Keuschheit genau wie auf allen anderen Gebieten des Ordenslebens kaum durch ein Reglement erledigt werden können, zumal der Priester in der Seelsorge sehr viel Kontakt und Einblick in die heutige Welt hat. Nur eine gefestigte Überzeugung des einzelnen kann ihm in Grenzsituationen das rechte Empfinden geben.

b) Das Gelübde des Gehorsams

Beim Gehorsam ist wohl festzustellen, daß die Zeiten vorbei sind, wo man über die Funktion des Oberen äußern konnte: „Ohne deinen Befehl soll niemand Hand oder Fuß rühren in ganz Ägypten“ (Gn 41,44). Heute stellt sich die Frage wohl so: wie kann man angesichts der großen Selbstverantwortung, die dem einzelnen in der Seelsorge oder auf anderen Arbeits-

feldern zugemessen werden muß, dem Gehorsam seinen Platz retten? Es wäre da eine aufschlußreiche Frage an das Brauchtum der einzelnen Orden zu stellen: Wird dieser Selbstverantwortung des einzelnen brauchtumsmäßig irgendwie Rechnung getragen? Oder geht das Brauchtum praktisch nur von der Setzung aus, daß der eigentliche Ordensobere alles entscheidet und verantwortet? Weiter wäre zu fragen: Läßt sich die gewünschte Offenheit dem Oberen gegenüber — und in solcher Offenheit ist heute ein großer Teil des Gehorsams zu sehen — irgendwie brauchtumsmäßig verankern? In welcher Form geschehen die Rechenschafts- und Tätigkeitsberichte der Untergebenen, die in verantwortlichen Positionen stehen?

Man macht die aufschlußreiche Beobachtung, wie manche, die in ihren Arbeitsgebieten sehr selbständig sind, in unangenehmen Fragen lieber den Oberen die abschlägige Antwort geben lassen, die sie an sich selbst geben könnten und auch wohl müßten. Ob recht verstandener Gehorsam dem Willen Gottes gegenüber es nicht hin und wieder geraten sein läßt, daß der Obere den fragenden Untergebenen in die eigene Verantwortung vor dem Willen Gottes stellt?

c) Das Gelübde der Armut

Am stärksten differenziert liegt wohl der Armutsstil bei den einzelnen Gemeinschaften. An sich ist Armut ja ein relativer Begriff. Er stellt sich verschieden je nach der sozialen Umgebung und nach dem herrschenden Lebensstandard. So werden die Missionare es in vielen unterentwickelten Ländern im Besitz von Jeep, Schreibmaschine usw. sehr schwer haben, den Einheimischen zu erklären, daß sie ihr Ordensleben in Armut führen wollen. Bei der Armut stellen sich diese Fragen, die vor allem auch von den Theoretikern der Aszetik berücksichtigt werden sollten: Was kann man tun, damit die Armut nicht restlos vom Gehorsam bewältigt und damit überwältigt wird? Ist es wirklich mit der Gebrauchshängigkeit getan? Wenn das der Fall wäre, wenn der Untergebene keine eigene, freie Entscheidung zur Armut mehr hätte, dann benötigte man an sich kein eigenes Gelübde der Armut, dann käme man mit dem Gehorsam aus. Sieht man diese Fragen einmal vom Evangelium her, so ist es immerhin aufschlußreich, daß man den evangelischen Rat der Armut direkt in den Worten des Herrn finden kann, den evangelischen Rat des Gehorsams aber nur indirekt. Ob wir Ordensleute da nicht zu einer wirklichen Erneuerung des Denkens kommen müßten? Ferner steht bei der Armut die Frage: Darf die Armut — oder vielmehr: der Gehorsam — die persönliche Caritas verhindern? Es sei noch einmal betont: der Armutsstil der einzelnen Gemeinschaften ist sehr differenziert, die Antworten werden nicht einheitlich sein können.

Wie ermöglicht man den Ordensleuten in ihrer europäischen, gesicherten

Lebensposition die wirkliche Armut? Wo liegen Grenzen, die von einem arm lebenden Ordenschristen nicht überschritten werden dürfen? Gehört nicht ein gewisser Verzicht in Fragen des Genusses auch zur Armut? Umfaßt Armut den Verzicht auf manche an sich christlich legale Arbeitsmittel? Muß nicht auch eine gewisse *apparentia paupertatis* vorhanden sein? Man wird all diese Dinge nicht legislatorisch allein bewältigen können, obwohl die Gesetzgebung helfend eingreifen muß. Als unerlässlich aber erweist sich, daß man die in die Klöster eingebrochene Motorisierung, die nicht nur mit der Armut zu tun hat, im Griff behält, daß von Seiten der Oberen auch gewünschte Dinge abgeschlagen werden können.¹³⁾

Für den Ordenshistoriker späterer Zeit wird sich unsere Gegenwart als eine Zeit der Krise des Ordenslebens sehr deutlich abzeichnen. Es ist eines der einfachsten Mittel, um in der Vergangenheit kritische, reformbedürftige Zeiten des Ordenslebens feststellen zu können, wenn man die Form untersucht, in der sich *Einkleidungen*, *Profeßablegungen* und *Primizen* nach ihrem außerkirchlichen Rahmen vollzogen haben. Je spektakulärer sich diese an sich doch rein religiösen Ereignisse darbieten, desto größer war die Reformbedürftigkeit der betreffenden Gemeinschaft. Die Visitationsprotokolle der nachtridentinischen Zeit wissen davon viel zu vermelden. Von diesem Symptom aus gesehen, ist die heutige Situation der Ordensleute bedrohlich. Denn wenn nicht einmal beim Beginn des Ordenslebens oder des Priestertums der Sinn für die standesgemäße Schlichtheit aufgebracht wird, dann ist er für später kaum noch zu erwarten.

Man könnte einmal die bei solchen Gelegenheiten üblichen *Geschenke* prüfen. Warum soll, warum darf ein Ordensmann einen Fotoapparat haben? Es läßt sich eigentlich doch nur dann verantworten, wenn dieser Fotoapparat wirklich der guten Sache dient. Aber wer von den vielen Fotoapparat-Besitzern legt schon wirklich der Gemeinschaft rechte Bilder vor, oder wer kann diese Bilder tatsächlich in seinem seelsorglichen Dienst verwenden? Und die Autos? Sie stellen doch ein solches Objekt dar, daß der einzelne in keinem Falle ohne Erlaubnis ein solches annehmen oder erwerben darf. Man sollte die Fälle der Zulassung wohl auch etwas kritischer prüfen. Als Grund wird meist angegeben, daß man daraufhin leichter und mehr arbeiten könne. Wenn eine Statistik möglich wäre, wieviel der einzelne vor seiner Motorisierung und nachher gearbeitet hat, dann würde man in manchen Fällen wohl staunenerregende Aufschlüsse über Selbsttäuschung erleben. Und wenn die Arbeitsleistung wirklich gestiegen ist, geht dann nicht oft der letzte Rest an Ruhe und Konzentrationsmöglichkeiten verloren? Es mag Fälle genug geben, wo die Zulassung

¹³⁾ Zu den Fragen um die Armut vgl. Karl R a h n e r, Die Armut des Ordenslebens in einer veränderten Welt, in: Geist und Leben 33 (1960) 262—290.

eines Autos gerechtfertigt ist. Insgesamt sollte man aber sehr zurückhaltend damit sein. Und wenn einmal ein Wagen als Geschenk angenommen werden darf, so wird dieser Wagen bald seine Nachfolger haben, die dann aber nicht mehr geschenkt werden.

d) Die klösterliche Gemeinschaft

Darf noch ein Wort zur klösterlichen Gemeinschaft gesagt werden? Man hat den Eindruck, daß die „Freischwimmer“ sich mehren. Eine Anpassung an modernen Arbeitsrhythmus, bei der die Gemeinschaft gesprengt wird, hat ihre zulässigen Grenzen überschritten. Dann werden die Klöster nur als sichere Versorgungsstätten im Alter angesehen. Gerade heute sollte alles geschehen, was dem Leben in Gemeinschaft wirkliche Anziehungskraft verleiht. Im Zusammenhang damit darf gesagt werden, daß Obere, die zugleich geistliche Väter ihrer Brüder und Ökonomie sein müssen, weit überfordert sind. Ob man da nicht grundsätzlich die Gebiete trennen sollte. Denn wenn eines leidet, dann ist es das Amt des Seelsorgers der Brüder, nicht zuerst das Amt des Ökonoms, wenn beide Ämter bei einem einzigen vereinigt sind.

In den klösterlichen Gemeinschaften wird man besonderes Augenmerk auf die **L a i e n b r ü d e r** richten. Sind wir uns alle bewußt, daß schon der Ausdruck „Laienbrüder“ heute stößt? Es wird heute in der Kirche so viel von der Mündigkeit des Laien gesprochen. Man fragt sich, ob man die Laien nicht stärker in den unmittelbaren kirchlichen Dienst hineinnehmen kann. Gedanken an eine Neubelebung des Diakonates werden wach. An sich müßten die Ordenschristen als erste dazu berufen sein, solche Gedanken zu verwirklichen, wenn ihnen die Gemeinschaft ihres Ordens etwas gilt. Hängt der Schwund der Brüderberufe nicht wesentlich damit zusammen, daß man die Brüder in den Klöstern tatsächlich als zweitklassige Kräfte behandelt hat? Dabei sind es in den tätigen Orden doch gerade die Brüder, die noch einigermaßen ein Leben im rechten Gemeinschaftsrhythmus führen, die also das Element der Beständigkeit sind. Es müßte wesentlich mehr für sie getan werden. Gerade weil bei dem Brüdermangel die Gefahr besteht, daß sie sofort nach der Einkleidung in alle Lücken hineingeworfen werden und sich dann recht verloren vorkommen, bis sie wieder austreten, deshalb sollte man sie systematisch schulen, sollte ihnen eine längere Ausbildung schulischer Art ermöglichen, die nicht nur ihren Arbeitsberuf, sondern vor allem auch ihr geistliches Leben betrifft. Es ist ein sehr dankbares Gebiet, das kann aus eigener Erfahrung mit Brüder-Schulungen bestätigt werden.

e) Besinnung auf den rechten Geist

Damit stoßen wir auf den Punkt, der wirklich der wesentliche ist. Was geschieht in den Ordensgemeinschaften zur Erkenntnis der eigenen Spiritu-

alität, zur Förderung und Festigung des rechten Geistes? Wo sind die Männer, die einigermaßen in der Geschichte der Frömmigkeit, der Aszese und Mystik ausgebildet sind und ein maßgebendes Wort sagen können? Sie sind mehr als dünn gesät. Haben die Orden nicht vor lauter Aktivität ihre urreigenste Domäne vergessen? Wir mögen Großes leisten in Predigten, in Pfarrseelsorge usw. Aber ein Gebiet wird heute einfach nicht mehr richtig gemeistert: die Seelsorge an den Ordensleuten selber, seien es die eigenen Mitbrüder, seien es die Ordensfrauen, die auf unsere Seelsorge angewiesen sind. Warum sind die Frauenorden heute in eine so bedrohliche geistige Krise geraten, die sich ganz losgelöst vom Nachwuchsproblem ergibt, wenn sie auch darin in etwa sichtbar wird? Es ist ihnen einfach nicht das an sachkundiger Hilfe gegeben worden, was sie brauchten. Wer sich zu sonstigen Arbeiten nicht mehr eignete, war noch gut genug, um ihnen die Exerzitien zu geben. Gerade wir Ordensmänner sollten an unsere eigene Brust klopfen und ein „Mea culpa“ sagen, wenn wir an die Schwesterngemeinschaften denken. Wir haben nicht das Recht, jetzt auf einmal mit dem Vorwurf auf die Schwestern einzureden, sie hätten eine verkehrte, verbogene, veraltete Frömmigkeit. Wir, die wir die Schwestern jahrzehntelang bereits geistig hätten vorbereiten sollen, dürften ihnen jetzt nicht das vorwerfen, was ihnen von unserer Seite jahrzehntelang als der richtige Weg vorgelegt worden ist.

Was da zu geschehen hat? Das Primitivste wird anscheinend oft vergessen, daß man die jungen Ordensleute im Pastoraljahr ja auch in die Seelsorge an Ordensleuten einführen sollte. Das wird nicht nur in den Seminarien der Weltpriester unterlassen, fast alle Pastorkurse weisen hier eine bedauerliche Lücke auf. Dieses Gebiet muß in die Programme für die Pastoral-Ausbildung aufgenommen werden. Wie anders sollen die späteren Beichtväter, Konferenzredner und Exerzitienmeister in der Lage sein, den Ordensleuten einigermaßen ihr Recht zu geben? Man wird dabei eine gute Erfahrung machen: Diese Schulung in der Seelsorge an Ordensleuten kommt den darin Unterrichteten wesentlich für ihr eigenes Ordensleben zugute. Man lernt manches für sich selbst, wenn man die Sorge für andere lernt.

Es müßte aber noch mehr geschehen. Wir brauchen Schulungsstätten, in denen eine geistig qualifizierte Schicht von Ordensfrauen ausgebildet wird, die dann die geistige Führung ihrer Gemeinschaften etwas stärker selbständig in die Hand nehmen können, ohne dabei das priesterliche Mitwirken auszuschalten. Die Hilflosigkeit der Ordensfrauen in Fragen des geistlichen Lebens muß beendet werden. Vielleicht darf hier einmal auf die Erfahrungen hingewiesen werden, welche die franziskanische Familie des Ersten Ordens (Minoriten, Kapuziner und Franziskaner) sowohl in Süddeutschland wie auch in Norddeutschland mit der Schulung der Franziskanerinnen hat. Bei den norddeutschen Franziskane-

rinnen muß jede Werkwoche als Doppelveranstaltung vor sich gehen, weil der Andrang zu groß ist¹⁴⁾. Seitdem wir uns diesen Fragen zugewendet haben, ist uns für uns selbst manches an Problemen erst richtig aufgegangen. Man wird weiter gehen, weil die Dinge in sich weiter treiben. Eine Schulungsstätte, die eine längere Ausbildung von Schwestern in Theologie, Soziologie, Pädagogik usw. ermöglicht, ist in der Planung so weit, daß die Arbeit in Kürze begonnen werden kann. Müßten sich nicht die Ersten Orden insgesamt stärker um die ihnen geistig zugeordneten Zweiten und Dritten Orden kümmern. Solche Schulungsstätten wären in breiterem Ausmaße wünschenswert. Es sind ja so viele Schwesterngemeinschaften, die keinem Ersten Orden zugeordnet sind.

Dem Vorstand der Vereinigung Höherer Ordensoberinnen wurde vorgeschlagen, auf der breiteren Basis ein ähnliches Vorhaben zu versuchen, wie es mit den Franziskanerinnen begonnen und weitergeführt worden ist. Der Vorschlag ist auf der Jahrestagung der Vereinigung in Untermarchtal angenommen worden. Werden die Männerorden jetzt bereit sein, den Schwestern dabei zu helfen, Fachkräfte zur Verfügung zu stellen, Fachkräfte auszubilden? Mir scheint, wenn immer mehr dieses Gebiet als ihr Studien- und Arbeitsgebiet nehmen, kann auch vom Wissenschaftlichen her eine ganz neue Begeisterung für das eigene Ordensleben in die Reihen der Männerorden hineingetragen werden. Im gleichen Maße, wie das Selbstverständnis wächst, wird auch der Wille wachsen, sich selbst als Ordensmann zu verwirklichen. Wäre das nicht ein sehr wirkungsvoller Ansatz für eine wirkliche Erneuerung aus dem Geiste?

Darf noch ein Hinweis gegeben werden, wenn schon zu Anpassung und Erneuerung gesprochen werden soll? Die Orden brauchen heute nicht nur die wissenschaftlich und praktisch Durchgebildeten auf dem Gebiete der Ordensseelsorge. Es geht heute ein Wort durch die Blätter: „Klosterleben auf Zeit“. (Dabei fiel auf, daß die Journalisten den Versuch mit dem Hinweis auf den Buddhismus in Ostasien zu dokumentieren suchten. Man hätte beim hl. Basilius bessere christliche Ansätze gehabt.) Aber dieser Gedanke vom Ordensleben auf Zeit könnte auch auf die Ordensleute selbst angewendet werden. Wir brauchen heute etwa das, was in der franziskanischen Tradition die Ritiri oder die Rezeßhäuser waren, als solche Häuser, die ohne jede Tätigkeit nach außen für solche da sind, die für einige Zeit ein Leben der Sammlung, des Gebetes, des geistlichen Studiums führen möchten. Die Zahl ist vielleicht größer, als man ahnt. Könnte nicht von dort her immer wieder ein Strom echter Besinnung in die einzelnen Ordensgemeinschaften fließen? Hätte dort nicht mancher

¹⁴⁾ Die Berichte dieser Werkwochen sind und werden veröffentlicht in der Reihe: Wandlung in Treue. Schriftenreihe zum heutigen Ordensleben. Werl/Westf. Band 5 ist in Vorbereitung.

eine erwünschte Möglichkeit, aus aller Unruhe der Tätigkeit wieder zu sich selbst zu finden? Denn die heutige Praxis der Exerzitien und monatlichen Geistessammlungen reicht dafür bei weitem nicht aus.

Man möge entschuldigen, wenn diese Ausführungen nicht das getroffen haben, was vielleicht erwartet wurde. Bei der Breite und dem inneren Reichtum des Sachgebietes waren nur einige Streiflichter möglich. Aber halten wir uns alle vor Augen, daß der geistige Tod genau so wirksam ist, wie der leibliche Tod, wenn es um das Schicksal der religiösen Gemeinschaften geht. Können wir nicht doch manches tun, um den geistigen Tod abzuwenden? Wenn wir wissen, wer wir sind, wer wir in der heiligen Kirche sein sollen, dann, und nur dann werden wir die Sicherheit haben, in unserer Zeit das zu sein und zu tun, was notwendig ist. Und nur so können wir den oft schon reichlich strapazierten Begriff „Anpassung“ wirklich erfüllen.